

Die Stille der Meiler

150 Kilometer von Wien steht das Atómové elektrárne Mochovce. Ende des Jahres soll ein weiterer Reaktor ans Netz. Eine Recherche im Sperrgebiet.

Text und Fotos: Clara Porak **Mitarbeit:** Laura Fischer



Zuerst sieht man die Strommasten. Vier graue Stahlpfeiler ragen in den ebenso grauen Himmel. Kilometerweit laufen die Leitungen parallel zu den Feldern, kreuzen die eine Straße, die einzigen Gleise. Sie laufen über Tankstellen und Plattenbauten, über Traktoren und vorbeispazierende Schulkinder hinweg. Folgt man ihnen, erscheint ihr Ursprung erwartet und doch plötzlich am Horizont: vier Betonzylinder, über 40 Meter hoch, wie schwebend hinter einer Baumgruppe. Unwirklich und fern, so scheinen und bleiben die Meiler – bis man davorsteht und den Kopf in den Nacken legen muss.

Steht man vor dem Atomkraftwerk von Mochovce und denkt darüber nach, was man da sieht, dann schwingen 40 Jahre Diskussionen mit. Die Frage danach, ob das Kraftwerk sicher und sinnvoll ist, wird von der einen, der slowakischen Seite, mit ja, von der anderen, der österreichischen, mit nein beantwortet. Doch die Art und Weise, wie diese Frage gestellt wird, hat sich seit dem Baubeginn 1983 vollkommen geändert. Während früher oft auf Energiesicherheit, Innovation und staatliche Souveränität verwiesen wurde, wird heute gerne mit der Bewältigung der Klimakrise argumentiert. Der Beton und der Stahl, die Kontrollräume und Sicherheitskameras, der meterhohe Stacheldrahtzaun und die Strommasten sind geblieben. Seit 40 Jahren stehen die vier Betonzylinder hier, zwischen Zuckerrüben und Maisfeldern, zwischen zwei 500-Seelen-Dörfern.

In Österreich ist die Opposition gegen die Erzeugung von Atomstrom auf eigenem Staatsgebiet zu einem Teil der Nationalidentität geworden. Seit die Proteste gegen die Inbetriebnahme des Atomkraftwerks Zwentendorf in den 1970ern eine breite Anti-Atom-Bewegung ausgelöst haben, seit die vom damaligen Kanzler Bruno Kreisky initiierte Volksabstimmung 1977 mit 50,5 Prozent gegen Zwentendorf entschieden hat, seit dem Atomsperrgesetz von 1978 und endgültig seit dem Verfassungsgesetz für

ein atomfreies Österreich, das 1999 einstimmig im Parlament beschlossen worden ist, ist in Österreich allgemeiner Konsens, was jahrzehntelang auf den Pickern der Demonstranten stand: Atomkraft, nein danke. Deshalb streitet man fast durchgehend mit dem östlichen Nachbarn. 1983, als in Mochovce zu bauen begonnen wurde, trennte noch der Eisener Vorhang Europa. 1986, nach der Katastrophe von Tschernobyl, fuhren österreichische Studierende in die Slowakei, um Flugblätter zu verteilen, 1994 kritisierte Global 2000 die EU-Finanzierung für das Kraftwerk, 2001 erregte die *Krone* die Gemüter mit ihrer Kampagne gegen das tschechische Kraftwerk Temelín, 2007 verteidigte die slowakische Regierung den Weiterbau Mochovces gegen österreichischen Widerstand, 2019 nannte Umweltministerin Elisabeth Köstinger eine internationale Prüfung ›Etappensieg‹. Fortsetzung: sehr wahrscheinlich.

Die Slowakei ist in dieser Zeit von einer sozialistischen Diktatur zu einer Demokratie und einem Land mit eigenen Problemen geworden: Korruption, Gewalt gegen Journalisten, West-Ost-Gefälle in der Entwicklung. Bei Pressekonferenzen fragen slowakische Journalisten nach der Dauer der Bauarbeiten und den Kosten. Um Korruption in Mochovce macht man sich in der Slowakei

• In Österreich ist die Opposition gegen Atomstrom Teil der Nationalidentität.

durchaus Sorgen, von der Sicherheit scheint jedoch jeder ebenso überzeugt, wie man es in Österreich umgekehrt von der tödlichen Gefahr ist, die von Atomkraft ausgeht. Dass das Kraftwerk ausgebaut werden soll, steht in der Slowakei weder medial noch politisch zur Debatte. Die slowakische Regierung äußerte sich nicht zu den Anfragen von DATUM zu Mochovce. Trotz der Frontstellung zwischen den beiden Nachbarstaaten beim Thema Atomkraft, hat sich das politische Klima in den letzten Jahren verbessert, so schildert es Andreas Molin vom österreichischen Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus: ›Die Beziehung zur Slowakei war früher schwer, jetzt haben wir ein gutes Arbeitsverhältnis.‹

Wer aber hat Recht in diesem Streit? Schwingt in der österreichischen Ablehnung des Kraftwerks ›aus dem

Osten‹ Ressentiment mit? Ist es auf slowakischer Seite blinde Technologiegläubigkeit und Geschäftemacherei, nach Fukushima weiter auf Atomkraft zu beharren? Und lässt sich aus einem Besuch des Kraftwerks, einer Begegnung mit seinen Planern und Ingenieuren sowie der Menschen, die im Umland leben, etwas lernen, das über das hinausgeht, was in Österreich ohnehin jeder schon zu wissen glaubt? In diesem Sommer hätte das AKW eigentlich ans Netz gehen sollen. Das geschah wieder nicht. Seit 2012 verschiebt sich die Inbetriebnahme weiter und weiter nach hinten. Warum, das hat sich DATUM vor Ort angeschaut.

Rund um Mochovce ist es still. Im Umkreis von drei Kilometern darf niemand wohnen: Sperrgebiet. In den 1970ern lebten hier noch 300 Menschen, die wegen des Kraftwerkbaus umgesiedelt wurden. Jetzt ist der Platz um die Kirche von Mochovce leer. Das gelbe Gebäude mit dem kleinen Turm und den hölzernen Fensterläden erzählt von einer anderen Vergangenheit. Von außen ist die Fassade makellos, erhalten von den Kraftwerkseigentümern, innen liegen die Wände brach, Sandsäcke füllen den Altarraum aus, Spinnweben an den kahlen Ziegelwänden. Auch ihre Toten haben die Bewohner von Mochovce zurückgelassen. Vor den vier Kühltürmen liegt der Friedhof der ehemaligen Gemeinde. Verwitterte Grabsteine, manche mit Plastikblumen geschmückt, manche mit Moos überwachsen, einige merkwürdig neu, stehen im knöchelhohen Gras, hinter ihnen dampft das Kraftwerk.

Die Geschichte des Atomkraftwerks Mochovce ist kompliziert und wechselvoll: Seit 1983 wird in Mochovce mit Unterbrechungen am Kraftwerk gebaut, mit dem Fall des Eisernen Vorhangs wurde die Bautätigkeit eingestellt. Die Reaktoren eins und zwei gingen daher erst 1998 ans Netz, an drei und vier wurde weitergebaut. Im Jahr 2007 änderten sich die Eigentümerverhältnisse. Im Sozialismus war das Kraftwerk vom Staat gebaut worden, jetzt entschloss man sich zur Privatisierung. Zwei Drittel der slowakischen Slovenské elektrárne (SE), des staatlichen Energieversorgers, wurden an den größten italienischen Stromversorger, die Aktiengesellschaft ENEL, die zu rund 23 Prozent dem italienischen Staat gehört, abgegeben. Mittlerweile möchte diese jedoch wieder aussteigen und hat ihre Anteile an die tschechische Aktiengesellschaft EPH verkauft, die zu je 37 Prozent zwei tschechischen Unternehmern gehört. 2009 wurde der Bau wiederaufgenommen. Seither schießen die Kosten weiter und weiter nach oben. 5,4 Milliarden Euro sind es aktuell, mehr als doppelt so viel wie geplant. Laut einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung ist das typisch für Atomkraftwerke: Ihr Bau ist im Schnitt drei- bis zehnmal so teuer wie kalkuliert. Die Datenlage zu Atomkraft, zu Mochovce ist jedoch schwierig, mit jemand wahrhaft Unabhängigem über das Kraftwerk zu sprechen, gelingt kaum. Aktuell gilt es, diverse Prüfungen von nationalen und internationalen Institutionen wie der nationalen Atomaufsichtsbehörde UJD abzuwarten, doch Ende des Jahres soll der dritte Block Mochovces endlich in Betrieb gehen, Anfang 2020 der vierte. Rund zehn Jahre nach erneutem Baubeginn, 40 Jahre nach ihrer Planung.



Mit ihrem Vertrauen in Atomkraft steht die Slowakei in Europa nicht alleine da. Atomstrom wird von der EU gefördert und kommt in den Klimazielen vor. »Die EU sieht langfristig einen Anteil von rund 15 Prozent der Kernenergie vor, bevorzugt aber erneuerbare Energiequellen. Jeder Mitgliedsstaat entscheidet selbst, ob er Atomstrom nutzen möchte«, so die Pressestelle der Kommission auf Anfrage. Die Internationale Atomenergie-Organisation, kurz IAEA, eine Institution der UN mit Sitz in Wien, die sich für die friedliche Nutzung der Atomkraft einsetzt, zählt in Europa derzeit 74 Atomkraftwerke in Betrieb, 16, die gebaut werden, 101, die bereits stillgelegt wurden. Deutschland möchte 2022 den Atomausstieg geschafft haben, Spanien 2035, Länder wie Frankreich und die Schweiz sind zögerlicher, doch der Trend seit Fukushima ist klar: Atomkraft ist eigentlich passé. Warum das? Im Wesentlichen gibt es zwei Bauarten eines Atomkraftwerks: Druckwasser- und Siedewasserreaktor. Für den Unfall von Tschernobyl machte man in Europa die veraltete Technologie, den östlichen Bautyp, einen Druckwasserreaktor, sowie menschliches Versagen verantwortlich. Fukushima dagegen war, obwohl im fernen Osten gelegen, ein »westliches«, ein angeblich sicheres Kraftwerk. Ein moderner Siedewasserreaktor, eine Katastrophe. Damit wurde klar: Ein Unfall kann immer passieren. Seitdem wird kaum mehr ausgebaut, doch fast überall gibt es Laufzeitverlängerungen. »Das ist eigentlich kontrafaktisch«, sagt Nikolaus Müllner,

stellvertretender Leiter des Instituts für Sicherheits- und Risikowissenschaften an der BOKU Wien. »Gerade ältere Kraftwerke sind gefährlich.«

Gilt das auch für Mochovce? Hier ist man überzeugt, dass die Österreicher sich fürchterlich irren. Die Pläne für Mochovce sind älter als die DVD, älter als der Nationalstaat Slowakei, älter als Sebastian Kurz. Hier gelten sie dennoch als Innovation: Die Atomenergie sei sauber, sicher, billig. Um das jedem zu beweisen, hat die Kraftwerksleitung ein eigenes Museum gestiftet: Energoland, eine spielerische Erlebniswelt, liegt direkt gegenüber der Kühltürme. In dem zweistöckigen Gebäude sind Wände und Böden weiß, in der Lobby grüßt ein Roboter die Gäste. Rund 15.000 Besucher kommen angeblich jedes Jahr hierher, lernen etwas über die saubere Energie, knapp vor den Zäunen des Kraftwerks. Jetzt steht das Museum leer. Wenn Róbert Holý, Pressesprecher von Slovenské elektrárne, hindurchführt, lächelt er fast liebevoll auf die gelben Fässer mit Atomwarnzeichen herab, anhand derer er erklärt, wie Atom Müll entsorgt wird. Begeistert demonstriert er die Kühlsysteme und Innovationen des Kraftwerks, deutet auf die Bilder von ökologischen Fußabdrücken und schlussfolgert, Atomstrom sei eine Notwendigkeit in Zeiten der Klimakrise. Sogar das Modell eines Reaktors kann man hier begutachten. Die Glühstäbe blinken in verschiedenen Farben, 28-mal so groß steht genau das, so schildert es der Pressesprecher, knapp 500 Meter von hier.

Wenn Holý das sagt, ist er ehrlich begeistert, wenn man westlich der Grenze aufgewachsen ist, wirkt diese Euphorie befremdlich.

Die Antworten auf die Fragen nach der Sicherheit von Atomkraftwerken sind nicht neu. Seit Atomkraft nach dem Zweiten Weltkrieg mehr und mehr ausgebaut wurde, tauchen dieselben Probleme auf. Der atomare Müll ist eines davon, denn seine Endlagerung ist nach wie vor ungeklärt. BOKU-Experte Müllner hält es für ein recht kleines Sicherheitsbedenken, Global 2000 für unüberwindbar, die Kraftwerksbetreiber von Mochovce für nichtig. Hinzu kommt die schwierige Beziehung zwischen ziviler und militärischer Nutzung von Atomkraft: Wenn Atomwaffen nicht abgeschafft werden, wird es die Atomenergie auch nicht – und umgekehrt. Doch das größte Bedenken herrscht hinsichtlich einer möglichen nuklearen Katastrophe, das nächste Tschernobyl, Fukushima. »Ich erwarte, dass es alle 20, 30 Jahre zu einem Unfall kommt«, sagt Müllner, »Sicherheit ist immer relativ.« Man könne sich nur gegen Bekanntes rüsten – und ein Unfall passiert aufgrund ungeahnter Komplikationen. So auch in Fukushima 2011: Nach einem schweren Erdbeben wurden laut IAEA die Kühlsysteme durch den resultierenden Tsunami zerstört, und wegen der Naturkatastrophe war auch eine langfristige Notfallokühlung erschwert. Ein großes Problem war außerdem, dass der Notfallplan des Kraftwerks keine gleichzeitigen Unfälle in mehreren Blöcken vorsah, so der Bericht der IAEA. Wie viele Menschen der Katastrophe zum Opfer gefallen sind und welche langfristigen Folgen der Unfall hat, ist schwer festzustellen. Wichtig ist zu bedenken, dass auch Katastrophen wie der Bruch des

derungen für Atomkraftwerke sind so hoch wie jene der Raumfahrt«, sagt Müllner. Atomkraft sei nicht rentabel, doch politisch gewollt: Eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, in der alle seit 1951 gebauten Atomkraftwerke untersucht wurden, kam zu dem Schluss, dass man im Schnitt mit einem Verlust von fünf Milliarden Euro pro Kraftwerk rechnen müsse. Nur selten gab es privatwirtschaftliche Investoren, wenn, dann wurden diese durch hohe Subventionen ermutigt. Die zivile Nutzung der Atomenergie war dabei laut Studie anfangs Nebenprodukt der militärischen. Es ging um Unabhängigkeit, Moderne, Wohlstand, Fortschritt. Wer Atomkraft dagegen heute rechtfertigt, beruft sich auf das Pariser Abkommen, die Notwendigkeit einer Energiewende. Befürworter erklären, dass die Investitionskosten hoch sind, die Laufkosten aber gering. Ja, sagen die anderen, doch erneuerbare Energien seien schon lange überlegen. Wieder sind Fakten und Interpretation schwer zu trennen: Laut einem EU-Bericht aus dem Jahr 2014 ist Atomkraft zwar teurer als Kohle, doch billiger als Solarenergie. Nur zwei Energieträger seien demnach durchgehend rentabel: Geothermie und Wasserkraft. Alle anderen benötigen Subventionen, jene für Kernkraft sind dabei die niedrigsten. Seit 2014 sind die Kosten für erneuerbare Energien aber stark gesunken (siehe Infografik Seite 14). »Wir brauchen die Atomkraft nicht«, sagt Müllner. Befürworter der Atomkraft meinen, dass sich nukleare und erneuerbare Energie ideal ergänzen, je nachdem, ob die Sonne scheint oder nicht. Gegner drehen dieses Argument um: Weil Atomenergie konstant Strom liefert, kann sie nicht die Schwankungen der meisten erneuerbaren Energiequellen

abdecken und ist somit ganz und gar nicht komplementär. Das klingt kompliziert und ist für Laien schwer zu beurteilen. Aber einfachere Antworten gibt es nicht.

In Mochovce jedenfalls wird wieder und wieder betont, dass man in puncto Sicherheit nichts zu verbergen habe. »Das System lässt keine dummen Entscheidungen zu«, sagt Róbert Holý. Wenn er in seinem Büro sitzt, sieht er durch das Fenster die Kühltürme von Mochovce, in der Ecke des Raumes liegt ein Stapel Kalender mit Atomkraftwerken im Sonnenuntergang auf dem Titelblatt. Neben dem Schreibtisch steht eine Pflanze, an der Wand ein Bild der regionalen Fußballmannschaft. Alltag neben dem AKW.

Holý lächelt viel, spricht mit Begeisterung von der baldigen Fertigstellung. Für ihn ist der Bau eine Erfolgsgeschichte.

Das Gesicht verzieht er nur, wenn man ihn auf Mario Zadra anspricht. Im April 2019, kurz vor einem weiteren geplanten Einschalttermin, trat die Umweltschutzorganisation Global 2000 mit Informationen eines Whistleblowers an die Öffentlichkeit: ein italienischer Ingenieur, ehemals am Bau beteiligt, heute Aktivist. Mario Zadra hält

• »Ich erwarte, dass es alle 20, 30 Jahre zu einem Unfall kommt«, so Müllner.

Damms eines Wasserkraftwerks und Luftverschmutzung durch Kohlekraftwerke Todesfälle verursachen. Es gibt keine perfekte Energieform. Aber: »Atomenergie ist die einzige Energieform, die ganze Landstriche langfristig verwüsten kann«, sagt Müllner. Und rein mathematisch steigt mit der Anzahl der Atomkraftwerke auch die Wahrscheinlichkeit eines Unfalls.

In den hohen Sicherheitsanforderungen liegt ein Folgeproblem: Atomenergie ist teuer. »Die Sicherheitsanfor-



das Kühl- und Sicherheitssystem des Kraftwerks für nicht funktional, stellt listenweise Sicherheitsmängel fest. Natürlich hält man die in Mochovce für nichtig, prozessbedingt, längst behoben. »Wir haben bei allen Tests beste Ergebnisse erzielt«, sagt Holý. »Wir würden niemals irgendetwas in Betrieb nehmen, das uns gefährdet. Wir wohnen alle hier in der Nähe mit unseren Familien.« Mochovce sei, so Pressesprecher Holý, modern: gegen Flugzeugabstürze, Naturkatastrophen und Terrorangriffe gerüstet. Außerdem gibt es fünf Kühlsysteme, die sind jeweils dreifach vorhanden. Auf die Frage, was passiert, wenn alle aussetzen, lacht der Pressesprecher. Das sei sehr unwahrscheinlich, meint er, aber auch dann gebe es eine Lösung. »Ein einfacher Feuerwehrmann könnte in so einem Fall mit einem Schlauch neues Wasser in unser Kühlsystem schleusen«, sagt Holý. Außerdem sei das Kraftwerk mit einem Notstromdieselaggregat ausgerüstet. Das seien Beispiele für die Modernität Mochovces, die einen Unfall wie Fukushima verunmöglichen. »Tatsächlich hat Mochovce viele Änderungen, die nach Fukushima zur Norm wurden, vorweggenommen«, räumt Andreas Molin vom österreichischen Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus ein, nur um hinzuzufügen: »Das macht die Technologie aber trotzdem nicht modern.«

Wer in das Kraftwerk Mochovce will, muss sich ausweisen, darf keinen Alkohol, keine Waffen oder explosiven Stoffe bei sich haben und muss durch eine Sicherheits-

kontrolle. Die Architektur zeugt von der Zeit, in der das Kraftwerk erbaut wurde: Die Plastiktüren, die Linoleumböden, die Schalter und Theken, hinter denen das Sicherheitspersonal sitzt, scheinen von einem glorreichen Gestern zu erzählen. Die Arbeiter, die in dunkelblauen Latzhosen und Stiefeln ins Kraftwerk gehen, leeren fast maschinell ihre Taschen. Für sie ist das Routine. Pressesprecher Holý wird ein bisschen nervös. Nicht oft führt er Besucher durch diese Schleusen, nicht oft kommt jemand so nah heran an die dampfenden Kühltürme, die Hochsicherheitshallen, in denen die Reaktoren liegen. Geht man durch das Tor, fühlt man sich merkwürdig frei. Das Kraftwerk steht auf einem großen Areal, die unterschiedlichen Gebäude sind über verschiedene Routen verbunden, am Eingang steht ein bunter Umgebungsplan. Das hier könnte auch ein Krankenhaus oder eine Schule sein.

Links der Kühltürme befinden sich die Reaktoren, gut 300 Meter entfernt vom Sicherheitscheck. Zwei glühen Tag und Nacht bei 260 Grad, zwei sind seit zehn Jahren in Bau. Die Brennstäbe, die zur Stromerzeugung erhitzt wurden, die Kühlbecken, die Druckausgleichs- und Stromleitungssysteme sind streng geheim. So viel weiß man aber: Hier treffen millionenfach zwei Teilchen aufeinander, werden millionenfach Atomkerne mit Neutronen beschossen und zerfallen. Hier entsteht die radioaktive Strahlung, vor der sich alle fürchten, der Strom, den alle wollen. Werden aus einem Teilchen zwei, entwickelt sich

Hitze, sie betreibt Dampfturbinen und erzeugt schnell, andauernd, CO₂-arm Strom. 6.000 Gigawattstunden im Jahr, rund sechsmal so viel, wie das österreichische Wasserkraftwerk Wien-Freudenau durchschnittlich im Jahr produziert, flossen von hier aus 2017 vielleicht auch in die Glühbirnen österreichischer Schreibtischlampen. Denn Österreich importiert einen Teil des Stromes, den es verbraucht. Woher der kommt, kann nicht beeinflusst werden – potentiell also auch aus einem Atomkraftwerk. Mochovce ist ein kleines Kraftwerk, doch es liefert genug Strom, um über eine Million Haushalte zu versorgen. Bald könnten es doppelt so viele sein.

Die Sicherheit von Atomkraftwerken ist längst international geregelt, Radioaktivität kennt keine Landesgrenzen. Atomenergie kann sicher sein, wenn man sie richtig kontrolliert, so die IAEA. Deshalb gibt es bucherweise Tests, bevor und nachdem ein Atomkraftwerk ans Netz gehen darf, sowie für den weiteren Betrieb. Dazu hat jedes Land eine nationale Atomaufsichtsbehörde. In der Slowakei heißt diese UJD und ist dafür zuständig, aufzupassen, dass alle Atomkraftwerke die internationalen und nationalen Richtlinien erfüllen. »Die Liste der Mängel, die in Mochovce schon behoben wurden, ist zu lang, um sie aufzuzählen«, sagt Peter Uhrík, Generaldirektor des Departments for Safety Evaluation and Inspection Activities bei der UJD. Zum Beispiel habe man das Kühlwassersystem bemängelt. Deshalb seien diverse Schweißnähte ersetzt worden. »Vor Inbetriebnahme werden wir in Mochovce aber noch weitere Tests durchführen und sicherstellen, dass alles gut funktioniert«, sagt der bärtige Mann im gut sitzenden Anzug. Österreich ist damit wenig überraschend dennoch nicht zufrieden: »Es gibt keinen Maßstab, Sicherheit zu vergleichen«, sagt Andreas Molin vom Ministerium. »Atomenergie ist immer mit einem Risiko verbunden.«

Das Kontrollregime in Atomkraftwerken lässt sich auch am täglichen Betrieb nachverfolgen. Operation Manager Peter Fagar ist ein mittelgroßer Mann in Arbeitskleidung, der schnell und mit Begeisterung spricht. Rund 300 der tausend Angestellten, die in den Reaktoren eins und zwei arbeiten, stehen unter Fagar. Er ist für den Betrieb, also die Überwachung der Reaktoren, zu jeder Zeit verantwortlich. »Sicherheit geht vor«, sagt er bestimmt. Hinter ihm blinken die Lichter des Simulations-Kontrollraumes. Hier werden neue Angestellte angelern, Notfälle simuliert, richtige Reaktionen abgefragt. Für alles gibt es ein Prozedere, jeder kleine Zwischenfall muss an die Atomaufsicht gemeldet werden. »Wenn zum Beispiel ein Notfalldieselaggregat kaputt ist, hat man 48 Stunden, ihn zu reparieren, sonst muss der Reaktor ausgeschaltet werden.« Oft ausschalten bedeutet hohe Kosten. Auch deshalb dürfen die Mitarbeiter keine Fehler machen. Bewerber müssen sich einem achtstündigen psychologischen Test stellen: Sind sie verantwortungsbewusst, stressresis-

tent, teamfähig genug, und treffen sie die richtigen Entscheidungen, auch unter Druck? »Das Wichtigste sind aber die regelmäßigen Trainings«, sagt Fagar. Wer etwas überprüft, vermerkt das in einem Protokoll mit einem Kreis um das jeweilige Kästchen, wer fertig ist, hakt ab. Jeder Schritt muss nachvollziehbar sein.

»Sagen Sie den Leuten in Österreich, dass uns Sicherheit wichtig ist, dass sie herkommen sollen, damit sie sehen, wir haben keine andere Option«, sagt Pressesprecher Holý. Dieses Narrativ ist auch bei der lokalen Bevölkerung angekommen. Mochovce hat die ganze Region verändert. Fast jeder, den man in den umliegenden Dörfern, der nächsten großen Stadt fragt, kennt jemanden, der in Mochovce arbeitet. So erklärt ein Kellner in einer Pizzeria in Levice, der nächsten größeren Stadt, Sicherheit werde dort großgeschrieben: »Die verzeihen alles, außer wenn du einen Sicherheitsfehler machst. Dann fliegst du sofort.«

»Mein Mann und mein Sohn arbeiten dort, deshalb mache ich mir um die Sicherheit keine Sorgen. Viel schlim-

• Mochovce liefert genug Strom, um über eine Million Haushalte zu versorgen.

mer ist doch, dass heutzutage alles Obst und Gemüse gespritzt wird«, meint die 52-jährige Verkäuferin im einzigen Bekleidungsgeschäft von Kalná nad Hronom, einem Dorf, das etwa sechs Kilometer vom Kraftwerk entfernt liegt. Die junge Verkäuferin der kleinen Greißlerei gegenüber sagt dasselbe. Auch ihr Schwager arbeitet im Kraftwerk, erzählt sie, während sie eine neue Einnahme auf ihrem Schreibblock notiert und versucht, die kaputte Kassa wieder zum Laufen zu bringen. Sicherheit? Nein, da mache sie sich keine Sorgen.

Die Menschen in den Dörfern um Mochovce, die oft nicht mehr als einige Straßen, ein Supermarkt und eine Kirche sind, haben andere Bedenken. »Es gibt ganz sicher Korruption in Mochovce. Aber viele Menschen haben dort Arbeit gefunden, das ist wichtig«, sagt eine Frau in einer Bäckerei an der Landstraße. Mochovce werde unter Zeitdruck gebaut, weil der italienische Betreiber ENEL die Firma wieder verkaufen wolle, egal, in welchem Zustand, sagen Kritiker. Aktuell ist im Zuge der Ermittlungen zum Mord am Journalisten Ján Kuciak Tonmaterial aufgetaucht, das bestätigen könnte, was sie vermuten: Verkäufe staatlicher Firmen waren durch Bestechung gelenkt, auch

die Privatisierung von SE und damit Mochovce. Auch Július Czapala, Bürgermeister des Ortes Čifáre, das am nächsten beim Reaktor liegt, teilt diese Bedenken: ›Zu bestimmen, ob es Korruption gibt oder nicht, obliegt der Polizei‹, sagt er. ›In der Frage der Sicherheit vertraue ich aber auf die Behörden. Da muss man sich keine Sorgen machen.‹

›Mochovce wird von einer Chaoten-Truppe gebaut, formuliert es dagegen Anti-Atom-Sprecher Reinhard Uhrig von Global 2000. Was Uhrig damit meinen könnte, wird klar, wenn man mit Ladislav Ěhn, dem Bürgermeister der Gemeinde Kalná nad Hronom spricht. Rund hundert der etwa 2.000 Bewohner arbeiten in Mochovce. Auch für ihn hängen die Korruptionsvorwürfe mit der italienischen Trägerfirma ENEL zusammen: ›Als ENEL 2008 mit dem Bau begonnen hat, wollten sie in der Slowakei ihre Leute ausbilden, um dann auch in Italien Atomkraftwerke zu bauen‹, sagt er. ›Dann kam Fukushima, und in Italien entschied ein Referendum gegen die Atomenergie. Seitdem möchte ENEL nur noch möglichst viel Geld machen.‹ Der Bau sei unkontrolliert gewesen, es habe keine klare Führung gegeben. ›Zum Beispiel hat man mir

Da ist es wieder, das relativ junge Argument: Atomkraft wird als mögliche Lösung der Klimakrise gehandelt. Damit könnte die Energiewirtschaft von fossilen Brennstoffen wie Kohle loskommen, so die Befürworter. ›Wir müssen beginnen, weniger Energie zu verbrauchen‹, sagt Nikolaus Müllner von der BOKU dazu. ›Nur dann können wir ohne fossile Energieträger auskommen.‹ Sein Argument gegen die Atomenergie ist simpel: Das auf der Erde verfügbare Uran, das als Rohmaterial zur Kernspaltung gebraucht wird, reicht aktuell, bei weltweit rund 600 Kraftwerken, noch für knapp fünfzig bis hundert Jahre Betrieb. Baut man die Atomenergie aus, verkürzt sich diese Frist. Befürworter der Energieform setzen auf die Weiterentwicklung der Technologie, die Atom Müll nutzbar machen würde. Müllner glaubt nicht daran. Wenn er Recht hat, dann ist Atomkraft keine Zukunftstechnologie, sondern bestenfalls eine riskante Übergangslösung für den Ausstieg aus der fossilen Energie.

In der Slowakei und in Österreich haben sich die Fronten in diesem Streit über Jahrzehnte so verhärtet, dass ein Abrücken unmöglich scheint. Obwohl sich die Umstände geändert haben, bleibt die einmal gefasste Meinung zu Mochovce unverändert. Die Atomindustrie lebt davon, auch Antworten auf zukünftige Fragen sein zu können. Früher schien sie logischer Motor der industriellen Modernisierung. Heute will sie der Klimakrise entgegenwirken – und bleibt für ihre Kritiker doch die fatale Sackgasse, als die sie Atomenergie immer schon sahen.

Wer aber aus Mochovce wegfährt, dem reichen dieselben Antworten, die seit 40 Jahren gegeben werden, nicht mehr. Dem reicht es nicht zu erfahren, dass Atomenergie entweder der einzig logische oder aber der gefährlichste Weg sei, ein Problem zu lösen, welches auch immer das sein mag. Wer geht und sich nach den dampfenden Kühltürmen umdreht, wer zusieht, wie sie hinter dem

ersten Hügel verschwinden, der möchte Antworten, neue, wahrhaftige Antworten auf die großen Fragen um Mochovce und die Zukunft der Energie. Aber wer vermag sie zu geben? •

• ›Mochovce wird von einer Chaotentruppe gebaut‹, sagt Reinhard Uhrig von Global 2000.

erzählt, dass unterschiedlich dicke Rohre verlegt wurden, die dann nicht zusammengepasst haben und herausgerissen werden mussten. Das ist natürlich teuer und verlängert den Bau.‹ ENEL reagierte nicht auf die DATUM-Anfragen zu diesen Vorwürfen. Kritiker wie Global 2000 schließen von Organisationsschwächen auf Sicherheitsmängel. Ěhn sieht das differenzierter: ›Natürlich hängen Sicherheit und Baumanagement zusammen, aber das Problem in Mochovce hat vor allem Kosten und Bauzeit erhöht.‹ Der 62-jährige ist selbst Atomphysiker und wurde 2010 zum Bürgermeister gewählt, während er mit-half, die Reaktoren drei und vier zu bauen. Seitdem wurde er zweimal wiedergewählt. Für ihn ist Atomenergie eine Notwendigkeit: ›Es gibt keine andere Option‹, sagt Ěhn mit Verweis auf den Klimawandel und wirkt für einige Momente ganz wie Pressesprecher Holý. Der Atomphysiker vertraut auf die Behörde UJD: ›Der einzige Fehler, den die UJD zulassen würde, ist ein hässlich ausgemalter Gang‹, sagt er.



■ **Die Autorinnen empfehlen,** die zweieinhalb Stunden Autofahrt auf sich zu nehmen um das Kraftwerk Mochovce zu besuchen. Nach Möglichkeit dabei das slowakische Topfeneis Míša probieren.